

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 18 (1938-1939)
Heft: 11

Nachruf: Maria Waser
Autor: Günther, Carl

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Ansprüche“ zusagte, bei der die Interessen der Bevölkerung ebenso berücksichtigt werden würden wie die Besitztitel der beteiligten Regierung. Dieser Punkt 5 war im Rahmen des gesamten Wilson-Programms zum Bestandteil des Friedensvorvertrages vom 5. November 1918 geworden, und die in ihm enthaltene Zusage ist ebenso gebrochen worden wie alle anderen Versprechungen jenes Programms. Deutschland, das im Vertrauen auf den Friedensvorvertrag die Waffen niedergelegt hatte und nun wehrlos war, wurde genötigt, in die Abtretung seiner Kolonien zu willigen. Heute macht es sein Recht auf Anfechtung des ihm unter solchen Voraussetzungen aufgezwungenen Friedensvertrages in diesem seinem Teil geltend. Dazu kommt, daß ihm durch die Kolonialschuldsüge eine Ehrenverleihung zugefügt worden ist, aus der ihm ein Anspruch auf Genugtuung erwächst. Diese Genugtuung kann nur in der Rückgabe der Kolonien bestehen.

* * *

Wahrlich, es ist nicht Deutschland, das zu bereuen, das gutzumachen, das um Vertrauen zu werben hätte. Frankreich ist es, auf dem schwere Schuld lastet. Aber niemand in Deutschland will heute alte Rechnungen vorlegen, niemand will vernarbte Wunden aufreißen und von dem sprechen, das 1919 bis 1933 geschah, von all den Rechtsbrüchen, die Deutschland zugefügt wurden. In Deutschland ist jedermann ehrlich bereit, einen Strich unter die Vergangenheit zu ziehen und im Zeichen der Vereinbarung von Paris den Boden für eine Verständigung zu bereiten. Aber wenn das zum Anlaß genommen wird, um die öffentliche Meinung eines neutralen Nachbarlandes zu beeinflussen, um Deutschland in den Staub zu ziehen und Frankreich in den Himmel zu erheben, dann muß das, bei aller Bereitschaft zu Verständigung und Versöhnung, zurückgewiesen, muß ohne Rücksicht und Schonung der geschichtlichen Wahrheit zu ihrem Recht verholfen werden. Nur so kann die Klarheit geschaffen werden, die die Voraussetzung einer ehrlichen und dauerhaften Überbrückung alter Gegensätze ist.

Maria Waser †

Von Carl Günther.

Gin einziges Mal bin ich ihr im Leben begegnet, und das ist nun auch schon anderthalb Jahrzehnte her. Aber es war eine der Begegnungen unter Menschen, die man nie wieder vergessen kann, weil sie die kurze Strecke Weges, die wir gehen, mit neuem, tieferem Lichte überfluteten.

Wir hatten Maria Waser zu einer Vorlesung aus eigenen Werken eingeladen, sie war knapp vor Beginn angekommen und mußte nach flüchtiger Begrüßung ans Vortragspult gebeten werden. Als ich ihr nachher dann

meinen Dank aussprach, leuszte sie aus tiefstem Herzen auf und wiederholte nur immer wieder: „Gott sei Dank!“ Sie hatte Angst gehabt, nicht nur das gewöhnliche Lampenfieber, sondern richtige Angst: man hatte ihr unser Publikum als unleidlich kritisch geschildert und sie darauf vorbereitet, daß es eine eisige Kälte hervorkehre, wenn ihm etwas nicht passe. Nun war sie froh, daß alles gnädig vorübergegangen war — drinnen im Saal aber rumorte noch das eisige Publikum, beglückt, erhoben, erfüllt von dem Erlebnis des Abends, und wünschte immer wieder, der Dichterin seinen Dank zu bezeugen.

Sie hatte in ihrer angestammten Berner Mundart zu ihm geredet, zuerst die von innigem mütterlichen Miterleben durchdrungenen schalkhaft-warmen Verse über „Urs Heini“ vorgetragen und hernach ihre berndeutsche Predigt, die das geliebte Land unter Sternen preist. Und hatte sie dort drollige und originelle Einfälle des eigenen Söhnleins verklärt, und hatte sie hier den Sinn vomirdischen zum Ewigen gewendet — durch die Innerlichkeit, mit der beides geschah, hatte sie die Herzen getroffen, und fortan wußte man: hier war ein Mensch, der in seiner Ganzheit lebendig strebte und in Demut den Blick auf ein Letztes gerichtet hielt.

Das Letzte, an das hiebei gedacht ist — unbeschadet religiöser Ziele, die jenes Streben rechtfertigen mochten — war ihr wohl die reine, die reinste Menschlichkeit, die keiner ganz verwirklicht, die aber in ihr mit so starken Impulsen lebendig war, daß man sich ihrer Wirkung nicht entziehen konnte. Ich halte diese reine Menschlichkeit, die sich nicht mit dürren Worten umschreiben läßt, von der aber ein jeder im Innersten sich angeprochen fühlte, der dieser seltenen Frau — sei es im Leben, sei es in ihren Büchern — begegnete, für die entscheidende Kraft in ihrem Wesen. Maria Waser's Künstlertum in Ehren, sie hat mit seinem Sinn und sicherer Hand gestaltet, ihre Werke aufgebaut und der Kunst der Sprache gedient, aber wo ihre Werke uns ergreifen (und keines, das uns nicht irgendwo ergriffe!), da tun sie es nicht, weil sie ein besonderes Künstlertum oder gar Virtuosentum offenbarten, noch eines interessanten Motives oder einer geistvollen Wendung wegen, sondern weil aus ihnen ein guter Mensch aus der Fülle seines menschlichen Erlebens zu uns spricht, und weil uns diese vertrauensvolle und persönliche Aussprache überwältigt.

Wir müssen es immer wieder beteuern (und es wollen es nicht alle glauben), daß es wertvollste Bücher gibt, die nicht durch ihre künstlerische Form, noch durch einen besonderen, originellen gedanklichen Gehalt ihre Bedeutung erlangen, sondern durch ein überzeugendes, Atmosphäre schaffendes und allenthalben fühlbar werdendes Wesen, das auf Innerstes und nicht recht Sagbares zielt. Das ist es, was bei Maria Waser so lebendig wirkt. Und ich glaube, sie hat auch selber, wenn sie die Ordnung der Werte des Lebens bedachte, von einer solchen Wirkung höher gedacht als von einer rein ästhetischen. Ich habe mir einst ein Zeitungsblatt auf die Seite gelegt, worin sie den Auftrag, über den Anteil der Frau an der schweizer-

rischen Literatur zu schreiben, mit der blühenden Behemenz ihres Wesens ablehnte: „Bis jetzt war ich gewohnt, das Kunstwerk als eine Sache für sich zu betrachten, eigenartig bedingt und verknüpft, sozusagen als Lebewesen einer besondern, eigenen Gesetzen folgenden Welt, und der Schöpfer, den ich darin erlebte, war mir vor allem wichtig in seiner Künstlerschaft und als geistig=seelische Persönlichkeit.“ Die Wesenhaftigkeit der schaffenden, schöpferischen geistig=seelischen Persönlichkeit: darauf kam es ihr an, sie gab den Maßstab und den Wert — was galt ihr daneben die Untersuchung, ob er von Frauen oder von Männern geschaffen wurde, zumal da der Begriff einer Frauenliteratur (ähnlich dem unglücklichen der Frauenlogik) leicht und gewiß in vielen Fällen ungerechtfertigter Weise etwas Herabsezendes in sich birgt.

Und doch ist Frauendichtung und Frauenliteratur ein Begriff, der sich nicht nur äußerlich, sondern gerade auch von innen her gesehen sehr deutlich abzeichnet und zu Recht besteht, indem dort, wo eine echte Frau schöpferisch am Werke ist, der geistig=seelischen Persönlichkeit, die wir als Menschliches hinter der Schöpfung spüren, unverkennbar jenes frauliche Gepräge eignet, das nun seit einigen Jahrzehnten gerade die Romanliteratur so vielfältig bereichert hat. Und forderte man mich auf, in unserem engeren schweizerischen Kreise ein Beispiel zu nennen — ich wüßte kein bestechenderes und beglückenderes als Maria Waser. Denn da sie so ganz und gar bestrebt war (auch darin ganz Frau), aus der Mitte ihres Wesens zu leben und zu schaffen, konnte sie auch in nichts, was sie tat, die tief verankerte Fraulichkeit ihres Wesens verleugnen: die offene Wärme des Empfindens und die Mütterlichkeit.

Beide äußerten sich unter Menschen durch die nimmermüde Hilfsbereitschaft und die immer wieder in edlem Einsatz vollzogene Förderung anderer, durch ihre Aufgeschlossenheit gegenüber dem Leben und allem Leidvollen, das es brachte. Schon als sie mit ihrem sicherem Sinn die Schriftleitung der „Schweiz“ führte, bewährte sich diese Hilfsbereitschaft mannigfach, und als sie sie niedergelegt hatte, als ihre eigenen Werke nach und nach erschienen und die zarten Schultern die Bürde des Ruhmes zu tragen begannen, da hatte die oft um Hilfe Angegangene Gelegenheit genug, mit der ihr eigenen edlen Aufwallung des Herzens sich im Namen der Menschlichkeit für das Gute einzusezen, — und sie ging ihr nicht aus dem Wege.

Daß diese hingebungsvolle und opferbereite Güte ganz ihr Wesen durchdrang und als Cantus firmus ihr innerstes Streben begleiten mußte, wissen alle, die sich in ihren Büchern auskennen. Hier dominiert ihr Menschliches und ließ sich nicht zurückdrängen, noch läßt es sich verkennen. Am innigsten, will es mir scheinen, habe es sich mit der künstlerischen Gestalt eines ihrer Bücher in dem frühen historischen Romane verschmolzen, in dem die Dichterin die Figur jener Anna Waser aus dem Stamme ihres Gatten beschwore, von der sie sich selber wohl im Tiefsten angesprochen fühlte.

Und sie vollbrachte das Wunder: in einem historischen Romane mit allen seinen Schranken das vollkommen lebendige und unmittelbar nachfühlabare Wesen einer Frau von tiefster Innerlichkeit zu gestalten. Sie war ihr nahe, dieser Anna Waser, der der Verzicht zum Gesez ihres Lebens wurde und die demütig entsagen lernte, um für die andern da zu sein. In den übrigen größeren Romanwerken der Dichterin spielt die Fabel nicht in so entlegener Zeit, da ist alles an die Gegenwart heran- und in die Gegenwart hineingerückt, und bei den Fragen, die da aufbrachen, war jene herbe und verhaltene Darstellungsweise, die das Lebensbild der Anna Waser zu einem Buche so meisterhafter künstlerischer Zucht hatte werden lassen, nicht mehr am Platze, und die Dichterin mußte wohl ringen, der leidenschaftlichen persönlichen Anteilnahme an diesen neuen Fragen in der Gestaltung Dämme zu sezen. Dies wird schon in jenem nun auch fast zwei Jahrzehnte zurückliegenden Buche „Wir Narren von gestern“ deutlich, das, in dem Umbruch der ersten Nachkriegszeit erschienen, Antwort auf drängendste Fragen der Zeit gab und dankbar, ja leidenschaftlich von einer großen Lesergemeinde aufgenommen wurde: denn hier wies ein guter Mensch in der Ratlosigkeit einer sich entseelenden Epoche auf das, was not tat.

Merkwürdig früh klingen in Maria Wasers Büchern, die alle irgendwie „von der Liebe und vom Tod“ handeln, Töne der Resignation auf. Sie gehen nicht auf ein Erlahmen des guten Willens, wohl aber auf ein Erlahmen der Lebenskräfte zurück, die nicht nur in der schöpferischen Tätigkeit und im Dienst am Nächsten, sondern auch im Kampf mit einem Körper, der wohl gebrechlicher war, als der Anschein es wahr haben wollte, sich verbrauchten.

Und nun ist sie, an der Schwelle des siebenten Jahrzehntes ihres Lebens stehend, hinübergegangen in jene Weite, die ihr ahnender Sinn oft durchmessen hat, und wir sind um ein Menschenherz ärmer, dessen höchste Gnade war, sein gutes Menschentum zu bewahren und zu künden. So wird ihr Andenken auch vielleicht mehr als im kühlen Verstande im warmen Herzen der vielen Menschen, denen sie eine kostliche Begegnung bedeutete, lebendig weiterleben. Wie sie aber im tiefsten war, das künden z. B. die Verse, die sie einmal unter dem Titel „Einkehr“ veröffentlichte, und worin es heißt:

An Darbenden vorübergehn ist schwer.
Ich gab und gab, bis meine Hände leer.
Stückweis hab' ich das hohe Gut vertan
Zu rascher Tröstung, die doch leerer Wahn.
Denn als es mich zur Rückwärtschau beschwor:
Sie schleppten sich so trostlos wie zuvor.
Dennoch, was ich getan, es reut mich nicht:
Auch eines Augenblickes Licht bleibt Licht.

Und eines nur ist, was mich heute kränkt,
 Daß ich mein Letztes, Bestes nicht verschenkt,
 Weil es, vom eifersüchtigen Tag erschreckt,
 Im stummen Innersten sich scheu versteckt.
 Da liegt's nun qualvoll, grausam eingezwängt,
 Schwelende Frucht, die einst die Hülle sprengt.

Die wirtschaftlichen Hintergründe des nordamerikanischen Bürgerkrieges.

Von Friedrich Vöchting.

Im nordamerikanischen Bürgerkriege, 1861—65, wurden Gegensätze ausgetragen, die das Schicksal den Vereinigten Staaten bereits in die Wiege gelegt hatte. Die Urfrage, ob das neue Gemeinwesen als Staatenbund einzurichten sei oder als Bundesstaat; das Widerspiel eines abgestuften in sich verharrenden — und ruhelos umgeschichteten, strömenden Bevölkerungs- und Gesellschaftsaufbaus, eines mehr adligen — und mehr bürgerlichen Staats- und Lebenszuschnitts; die Kluft zwischen einer kolonialen, genialisch ursprünglichen Agrarwirtschaft, deren Einseitigkeit sie zur Weltöffnen bestimmt, und einer schon gegliederteren Volkswirtschaft, die bedacht war auf innere Ganzheit und darum bedürftig nach äußerem Abschluß; der Zusammenprall von Arbeitsverfassungen, die sich gründeten hier auf Besitz der vollen Person, dort auf Erwerb nur der Leistung des Arbeitenden: all dies lag an Zündstoff gehäuft auf dem Einen, nord-südlichen der beiden Kraftfelder, wo Geschick und Antlitz des jungen Staatsvolkes, auch im geistigen Sinn, ihre wohl entscheidende Prägung empfangen haben. — Das andere, west-östliche Spannungsfeld nimmt zeitlich sogar noch den älteren Rang ein: mit dem Dasein der Europa zugewandten leeren Festlandmasse, mit dem Ausgange ihrer Besiedelung von Osten her war es im Begriff gegeben. Dieses Ringen aber zwischen West und Ost, dem gewisse Züge eines Generationenstreites eignen, erlebte seine dramatischen Höhepunkte erst später; zunächst mußte innerhalb der nämlichen Generation der Kultur- und Machtgegensatz ausgeschlagen werden, der die Süd- und Nordwelt der Vereinigten Staaten entzweite.

Ein erster Blick auf die Landkarte will die Zwistursachen nicht erkennen lassen. Die Ostküste, wo die Siedlung größeren Stiles einzog, verbreitert sich wohl von Virginien südwärts und verliert an Gliederung; jedoch an den Appalachen, dem ostamerikanischen Mittelgebirge, haben Süden und Norden gleichen Anteil; in der Mitte liegt offen hier- und dorthin,